

**ICH WOLLTE NACH HAUSE, NACH OSTPREUSSEN!**  
**DAS ÜBERLEBEN EINES DEUTSCHEN SINTO**

## Editorische Anmerkung

Die vorliegende Lebensgeschichte entstand auf Grundlage dreier Interviews. Erstmals sprach Reinhard Florian im Jahr 1998 für das *Survivors of the Shoah Visual History Archive* des ›USC Shoah Foundation Institute‹, 2005 wurde er für das Kooperationsprojekt der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft«, der Freien Universität Berlin und des Deutschen Historischen Museums *Zwangsarbeit 1939 – 1945. Erinnerungen und Geschichte. Ein digitales Archiv* ([www.zwangsarbeit-archiv.de](http://www.zwangsarbeit-archiv.de)) befragt, 2011 gab Reinhard Florian dem Projekt *Sprechen trotz allem* der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas ein weiteres mehrstündiges Interview, das im Ort der Information zugänglich ist. Diese Aussagen wurden durch zahlreiche persönliche Gespräche in den Jahren 2011/12 und durch Archivrecherchen ergänzt. Reinhard Florian hat diese Autobiografie autorisiert.

Die Stiftung Denkmal dankt der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« für die finanzielle Förderung dieser Publikation.



Das Denkmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti und Roma wird von der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas betreut und gefördert durch



## Impressum

Herausgegeben von Jana Mechelhoff-Herezi und Uwe Neumärker  
Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas

1. Auflage 2012

V. i. S. d. P. / Redaktion: Uwe Neumärker

Korrektorat: Marianne Emge, Barbara Hoven-Sanders

Umschlagabbildung: Reinhard Florian in Bayreuth, um 1948.

Satz, Gestaltung und Litho: buschfeld.com – graphic and interface design, Berlin

Druck und Bindung: MKL Druck GmbH & Co. KG, Ostbevern

Sämtliche Ergebnisse bzw. Informationen  
beziehen sich auf den Stand vom 31. August 2012.  
Alle Rechte vorbehalten.

ISBN: 978-3-942240-07-9

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über ›<http://dnb.ddb.de>‹ abrufbar.

[www.stiftung-denkmal.de](http://www.stiftung-denkmal.de)

Reinhard Florian

# ICH WOLLTE NACH HAUSE, NACH OSTPREUSSEN! DAS ÜBERLEBEN EINES DEUTSCHEN SINTO

Herausgegeben von Jana Mechelhoff-Herezi und Uwe Neumärker



# INHALT

Geleit – Romani Rose .....	6
Grußwort – Günter Saathoff .....	8

## **TEIL I: VORKRIEG**

Meine Familie – typische ostpreußische Sinti .....	10
Pferdemarkt in Wehlau .....	11
Meine Eltern .....	14
Schulzeit .....	16
Entrechtung .....	19

## **TEIL II: KRIEG**

Gut Rogalwalde .....	27
Verhaftung und Transport .....	30
Mauthausen .....	34
Gusen .....	37
Monowitz .....	58
Rydultau .....	61
Ebensee .....	66

## **TEIL III: NACHKRIEG**

Heimweh nach Ostpreußen .....	71
Erinnerung und Wiedersehen .....	76

Nachwort ›Heimat im deutschen Osten‹ – Leben, Verfolgung und Vernichtung der ostpreußischen Sinti .....	93
Auswahlbibliografie .....	110
Abbildungsnachweis .....	111
Ortsnamenkonkordanz .....	112
Abbildungen ..	113 – 149
Übersichtskarte ..	150 – 151

## GELEIT

Die Biografie des ostpreußischen Sinto Reinhard Florian steht stellvertretend für die Ausgrenzung, Entrechtung und Entmenschlichung der Sinti und Roma in den Jahren 1933 bis 1945. Zugleich ist es die ganz persönliche Geschichte eines Menschen, die von Verlorenheit und Verzweiflung, aber auch von Selbstbehauptung und Überlebenswillen handelt.

Wenn Reinhard Florian schildert, wie er als Jugendlicher von Hitlerjungen brutal misshandelt wurde, macht dies die Alltagswirklichkeit in der NS-Diktatur, in der man als ›Zigeuner‹ oder Jude schutz- und rechtlos war, auf beklemmende Weise anschaulich. Doch dies war erst der Beginn seines Leidensweges: geprägt von Demütigung, Aussonderung und dem Verlust all dessen, was die Würde eines Menschen ausmacht. Als Häftling im Konzentrationslager Gusen und in Auschwitz-Monowitz war er in den Augen der SS bloßer Arbeitssklave, dessen Arbeitskraft noch möglichst effizient ausgebeutet werden sollte. Der berüchtigte Ausdruck ›Vernichtung durch Arbeit‹ offenbart die ganze Menschenverachtung der rassistischen Ideologie, die dem Genozid an unserer Minderheit zugrunde liegt. Eindringlich beschreibt Reinhard Florian den von schrankenloser Willkür bestimmten Lageralltag, die unermesslichen Qualen der zur Nummer degradierten Gefangenen.

Die meisten seiner Angehörigen hat Reinhard Florian in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern verloren: Von der Familie überlebten außer ihm nur sein Vater und ein Bruder; 13 Geschwister, seine Mutter und seine Stiefmutter wurden ermordet. Dies zeigt beispielhaft die furchtbare Dimension des Völkermords an den Sinti und Roma. In seine geliebte ostpreußische Heimat kann er nach seiner Befreiung aufgrund der veränderten weltpolitischen Lage nicht mehr zurück.

Reinhard Florian bezeugt, wie sich die Erfahrung des Lagers gleichsam als ein Schatten über das Leben der Menschen auch nach ihrer Befreiung durch die alliierten Armeen gelegt hat. Ich kenne kaum einen anderen Überlebenden, der mit solcher Intensität von der Last des Erinnerns zu erzählen weiß wie Reinhard Florian. Als »Gefangene der Erinnerung« hat er sich und die anderen Überlebenden einmal bezeichnet.

Und doch hat sich Reinhard Florian nie auf die Rolle des passiven Opfers reduzieren lassen. Immer wieder hat er in Interviews Zeugnis vom eigenen Leidensweg abgelegt und öffentlich an die Opfer der Nazi-Barbarei erinnert. Auch für den Zentralrat Deutscher Sinti und Roma hat er als Überlebender die Stimme erhoben, wenn es notwendig war. Dass Erinnerung Verpflichtung für die Gegenwart ist, lebt er beispielhaft vor. Besonders am Herzen liegt Reinhard Florian seit Langem das nationale Denkmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti und Roma. Dass seine Lebens- und Leidensgeschichte nun im Zusammenhang mit der Eröffnung dieses zentralen Erinnerungsorts in der Schriftenreihe der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas veröffentlicht wird, kann als ein Zeichen der Anerkennung verstanden werden, die ihm die Bundesrepublik Deutschland jahrzehntelang vorenthalten hat. Auch von diesem dunklen Kapitel der deutschen Nachkriegsgeschichte erzählt dieser Band.

Wir, die nach dem Zivilisationsbruch Geborenen, sind Reinhard Florian zu Dank verpflichtet, weil er uns seit so vielen Jahren engagiert unterstützt. Dafür möchte ich ihm auch persönlich von ganzem Herzen danken. Ganz besonders beeindruckt mich die Bescheidenheit und Zurückhaltung, die den Menschen Reinhard Florian auszeichnet. Seine hier versammelten Erinnerungen und Gedanken sind ein Geschenk an die jüngere Generation und ein wichtiger Beitrag für eine menschenwürdige Zukunft.

Nicht zuletzt geht mein Dank an die Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas und ihre Mitarbeiter, die diese Publikation verwirklicht haben. Ich bin gewiss, dass die Stiftung und unser Heidelberger Dokumentations- und Kulturzentrum auch künftig eng und vertrauensvoll zusammenarbeiten.

Romani Rose  
Vorsitzender des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma

## GRUSSWORT

»Das kann man gar nicht mit Worten ausdrücken. Dafür gibt es keine Worte. Wie es den Menschen ergangen ist und wie sich der Mensch gefühlt hat. [...] mit wem kann ich mich unterhalten mit meiner Erfahrung, mit meinen Erlebnissen, die ich hab' mitgemacht. [...] Man kann vieles erzählen, aber das, was man ertragen musste, das war ja alles viel schlimmer [...] Man kann sich das nicht vorstellen. [...] Man muss das mitgemacht haben, um das zu verstehen.« Mit diesen Worten beschreibt Reinhard Florian die Unmöglichkeit, das durchlebte Grauen in der erlittenen Intensität zu vermitteln – uns, die wir es nicht erlebt haben. Seine Worte erinnern an die Aussage von Jorge Semprún (1923 – 2011), der sagte: »Im Herbst 1945, mit 22 Jahren, fing ich an, jene Lebenserfahrung literarisch zu verarbeiten: jene Erinnerung an den Tod. Aber es war mir unmöglich. Man verstehe mich: Es war nicht unmöglich zu schreiben – es wäre unmöglich gewesen, das Schreiben zu überleben.«

Erzählen über die eigene Verfolgung bedeutet also für beide, für Reinhard Florian und Jorge Semprún: die Qual des Erinnerns auf sich zu nehmen, manchmal erst nach Jahrzehnten die Kraft dafür zu finden, zudem in der Sorge oder gar Gewissheit, nie wirklich verstanden werden zu können. Hinzu kommt, dass noch vor Jahrzehnten die wenigsten Deutschen zuhören wollten. So gab es lange Zeit ein »doppeltes Schweigen«.

Umso dankbarer sind wir Reinhard Florian, dass er heute erzählt. So vermittelt er uns zumindest eine Ahnung davon, was Menschen durch Menschen systematisch angetan wurde. Wir erfahren etwas über sein Leben vor der Verfolgung als Sinto in Ostpreußen und auch davon, wie er nach dem Naziterror weiterlebte. Wir möchten wissen, was passiert ist, was ihm passiert ist. Es interessiert uns, was er zu sagen hat. Dass die Überlebenden das Wort haben, dass sie heute Zuhörer mit Interesse und Empathie finden – auch dies ist ein Zeichen gegen die Menschenverachtung der Nationalsozialisten. Unsere Gesellschaft hat erst spät die Kraft zu dieser Empathie mit den Opfern gefunden und auch erst sehr spät den Genozid an Sinti und Roma förmlich anerkannt.

Reinhard Florian wollte zur Gesellschaft dazugehören. Aber er wurde diskriminiert, ausgegrenzt, verfolgt: zuerst in der Schule an den Rand gesetzt, dann von Hitlerjungen verprügelt und gedemütigt. Statt einer Ausbildung wies man ihm Zwangsarbeit zu, und es folgten schließlich Gefängnisse, Transporte, Konzentrationslager. Es begann ganz unauffällig im Alltag und endete im absoluten Grauen. Mein Wunsch ist, dass wir, die wir so etwas nicht erleben mussten, sensibel werden für die ganz unauffälligen Anfänge und Prozesse von Herabwürdigung, Benachteiligung, Ausschluss von Minderheiten aus der Gesellschaft. Die Lektüre dieses Buches kann uns dabei helfen.

Ich bin dankbar, dass die Erinnerungen von Reinhard Florian in der biografischen Schriftenreihe der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas erscheinen. Dieses Projekt unterstützen wir gern. Den Herausgebern gebührt meine Anerkennung dafür.

Günter Saathoff

Vorstand der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft«

## TEIL I: VORKRIEG

### MEINE FAMILIE – TYPISCHE OSTPREUSSISCHE SINTI

Matheningken, Ostpreußen, Anfang 1923: ein kleiner, beschaulicher Ort – um die 250 Seelen – am östlichen Rand des Deutschen Reiches. Die Mehrheit der Einwohner ist in der Landwirtschaft tätig. Die nächste größere Stadt, Insterburg, liegt 14 Kilometer entfernt. Zu dieser Jahreszeit nur mit dem Pferdeschlitten zu erreichen. Schnee und Kälte werden noch Monate andauern. Die Winter in dieser Gegend sind lang und kalt, erst im Mai hält langsam der Frühling Einzug. Auf einem der etwa 20 Gehöfte Matheningkens leben Reinhard Habedank und seine Frau Florentine Florian mit ihren Kindern, vier Mädchen. Die meisten Mitglieder der Familie Habedank-Florian sehen anders aus als ihre Nachbarn. Leute wie sie nennt man allgemein ›Zigeuner‹. Untereinander sagen sie Sinti. Im Dorf sind sie zwar die einzigen, in Ostpreußen sind ›Zigeuner‹ jedoch keine Seltenheit. Viele von ihnen leben seit Generationen als Sesshafte hier und haben als Pferdehändler ihr Auskommen. Florentine und Reinhard sind nicht standesamtlich verheiratet. Das ist unter den Sinti eher unüblich. Sie besiegeln die Verbindung von zwei Angehörigen ihrer Minderheit nach eigenem Brauch. Eine solche ›Zigeunerhochzeit‹ wird nicht amtlich anerkannt. Damit gelten die Kinder aus einer solchen Verbindung den Behörden als unehelich geboren. Die Habedank-Florians ziehen von Matheningken nach Karalene um. Dieser Ort liegt ebenfalls im Kreis Insterburg. In dem Haus, in das sie einziehen, wohnen bereits mehrere andere Sintifamilien. Es gehört einem Bauern. Das Gebäude ist nichts Besonderes, alt und einfach. Geld haben die meisten Bewohner nicht. Sie arbeiten die Miete bei dem Bauern ab. Der ist übrigens in der Gegend der einzige, der einen ›Zigeuner‹ überhaupt auf den Hof und für sich arbeiten lässt. Die anderen Bauern machen das nicht. Die wollen lieber ›arische‹ Mieter und ›arische‹ Arbeitskräfte. Davon gibt es doch mehr als genug, bei der hohen Arbeitslosigkeit. Da muss es nicht unbedingt ein ›Zigeuner‹ sein.

Reinhard Habedank, mein Vater, geboren am 9. März 1896 in Puskeppeln, ist wie zahlreiche Sinti im Pferdehandel tätig. Pferde sind in unserer Kultur heilige Tiere. Er betreibt sein Gewerbe mit einigem Er-

folg. Die Familie hat keine größeren wirtschaftlichen Sorgen. Die erfolgreichste Zeit sind die Jahre 1934 bis 1937, unmittelbar bevor Vater gezwungen ist, den Pferdehandel aufzugeben. In diesen Jahren besitzt er bis zu 20 Pferde. Dort, wo wir wohnen, kann er die Tiere nicht mehr unterbringen, es sind zu viele. 1935 pachtet er daher Stallplätze in Georgenburg, einem Vorort von Insterburg. Dort füttert er die Pferde nicht nur wie bisher für den Weiterverkauf an, es werden sogar einige Fohlen geboren. Da er die Arbeit alleine nicht mehr schafft, hat er zur Unterstützung bei der Versorgung der Tiere einen Knecht eingestellt. Als Händler ist mein Vater häufig auf Reisen.

### PFERDEMARKT IN WEHLAU

Eines der Ziele seiner Fahrten ist Wehlau. Dort findet einer der größten Pferdemarkte Europas statt. Der ist einmalig. Für meinen Vater ist das immer der Höhepunkt des Jahres, dort macht er den Hauptumsatz, einen Großteil seines Jahresverdienstes. Auf dem Wehlauer Pferdemarkt herrscht ein lautes, geschäftiges Treiben. Händler und Käufer kommen von nah und fern. Zum Handel gehören feste Regeln und natürlich immer ein bisschen Theater. Das läuft ungefähr so ab: Der kaufwillige Bauer schaut dem Tier, für das er sich interessiert, prüfend und eingehend ins Maul. Das Gebiss wird inspiziert. Je interessierter er ist, desto abschätziger versucht er dreinzuschauen. Auf keinen Fall soll mein Vater merken, wie sehr der Bauer genau dieses Pferd haben will. Das verdirbt den Preis. Dann spaziert er mehrere Male um das Tier herum und mustert es von allen Seiten. Erst dann wendet er sich an meinen Vater »Sieht ja ganz gut aus, der Gaul. Was soll er denn kosten?« »Na, ich dachte an so und so viel Reichsmark.« »Ach, du liebes bisschen – nein! Das ist zu teuer.« »Nun ja, also ausnahmsweise, weil du es bist ... Ich mache dir ein Angebot: so und so viel Reichsmark ...« »Na, das ist aber immer noch ein ziemlich stolzer Preis! Fünfzig weniger!« »Und Magrietsch!« »Einverstanden!« Ein Handschlag besiegelt das Geschäft. Der Handschlag ist auf dem Pferdemarkt genauso viel wert wie anderswo ein Kaufvertrag. »Magrietsch« – so nennt man einen gemeinsamen Schnaps auf Kosten des Käufers im Anschluss an die Einigung. Der Schnaps macht den Handel gewissermaßen rechtsgültig. So ein

Geschäft geht nicht unbedingt schnell vor sich, oft wird stundenlang um ein Pferd gerungen und gefeilscht.

Das Marktgeschehen dauert drei Tage und findet auf den Schanzwiesen statt, einer riesigen Freifläche vor den Toren der Stadt. Am Rande und bis weit in die Straßen der Stadt hinein haben Schausteller, Gastwirte und Händler ihre Buden und Zelte aufgestellt. Dort herrscht ein gut organisiertes Chaos. Ohne besondere Aufsicht regelt sich alles nach einer Art geheimer innerer Logik. 1937, als mein Vater zum letzten Mal am Pferdemarkt teilnimmt, sollen dort weit über 10.000 Pferde registriert gewesen sein. Hinzu kommen noch einige Tausend Rinder. Bei den Pferden handelt es sich vor allem um Tiere, die in der Landwirtschaft einsetzbar sind. Reit- und Kutschpferde Trakehner Abstammung sind hier wenig gefragt, Arbeitspferde dagegen umso mehr. Besonderes Interesse finden vielfach die zähen, kleinen Ackergäule, Bauernpferde ohne Stammbaum, die sich ausgezeichnet als Zugpferde eignen. Daher besuchen meist Kunden aus der Mittelklasse den Markt. Teure Luxuspferde kauft man normalerweise in Königsberg. Ein großer Teil der Pferde bleibt auch nach dem Verkauf in Ostpreußen, das mit seiner starken Landwirtschaft traditionell ein pferdereiches Land ist. Viele werden aber auch ins Reich, wie wir damals sagten, und ins Ausland verkauft. Zu den besten Zeiten des Wehlauer Marktes soll es vorgekommen sein, dass täglich bis zu 100 Waggons mit Pferden für den Abtransport nach Westen abgefertigt wurden. Acht Pferde gehen in einen Waggon. Mein Vater erzählt, vor 1914 seien viele der zum Kauf angebotenen Pferde aus Russland gewesen, nach dem Ersten Weltkrieg kamen mehr aus Polen. Die Käufer sind nicht nur aus Ost- und Westpreußen angereist, sondern auch aus dem westlichen Reich und aus dem Ausland, zum Beispiel aus Dänemark, Schweden, Finnland, Österreich, Serbien. Pferdemarkt – heute, im Zeitalter der Motorisierung, kann man sich kaum noch vorstellen, wie das damals war. Schon wochenlang vorher setzen die Vorbereitungen ein. Die Stadt profitiert von der Erhebung der Standgebühren, die Wehlauer Kaufleute und Schankwirte verdienen ebenfalls ordentlich, und selbst die Bürger erwerben durch die Vermietung von Privatquartieren ein kleines Zusatzeinkommen. Der Markt ist ein wichtiger Wirtschaftsmotor für Wehlau. Die Pferde werden für den Transport hintereinander gebunden, immer eins an den Schweif des

Vorderen. Oder man bindet die für den Kauf vorgesehenen Tiere hinten an den Kutschwagen an. Wie gesagt, kommen manche Händler von weit her, die meisten jedoch aus der Provinz Ostpreußen. Nach und nach füllen sich alle Ausspannmöglichkeiten, bis auch das letzte Plätzchen belegt ist. Viele Besitzer haben ihre älteste, noch unverheiratete Tochter dabei. Während der Markttag bieten sich gute Heiratschancen. Unter den Händlern gibt es etliche Juden. Dazu die ›Zigeuner‹, die aus allen Himmelsrichtungen zusammengeströmt sind. Manche haben ihre Frauen bei sich, die als Wahrsagerinnen tätig sind. Viele Marktgänger finden es aufregend, sich von so einer exotischen Schönen aus der Hand lesen zu lassen. Haupthandelsgut der ›Zigeuner‹ sind die nicht besonders wertvollen Nutzpferde. In der Regel kauft mein Vater Tiere, die als nicht mehr recht zu gebrauchen gelten und pflegt sie. Manchmal bleibt so ein Pferd bis zu einem Jahr bei uns. Es wird gefüttert – gut gefüttert – und mit viel Liebe gepflegt, also rundum aufgepäppelt. Danach ist es kugelförmig, gut beisammen und zufrieden und ohne weiteres auch wieder auf dem Feld einsetzbar. Solche schwachen, nervösen Pferde sind von den Voreigentümern meist billig zu haben. Diese Dummköpfe haben keine Ahnung von Pferden. Sie betrachten sie, als wären es Maschinen. Viele misshandeln ihre Tiere, wenn sie einmal schlapp machen. Unter Sinti wäre das undenkbar. Wie erwähnt, gelten uns die Pferde als heilige Tiere. Wenn man ausreichend Liebe, Zeit und Geduld in so ein Tier investiert, kann man auf dem Markt noch einen guten Preis erzielen. Mit etwas Glück sind sogar beträchtliche Gewinne möglich. Manche füttern die Pferde, die sie zum Verkauf anbieten, aber nicht richtig. Sie sind allein auf das schnelle Geld aus. Diese Tiere machen zwar auf den ersten Blick einen ganz guten Eindruck, doch später stellt sich heraus, dass sie nicht viel taugen. So etwas bringt die ›Zigeuner‹ insgesamt als Gauner oder Betrüger in Verruf. Ein dummes Pauschalurteil, denn unter den Nichtzigeunern gibt es ebenso unehrliche Leute.

Bis ins Jahr 1937 sind die Sinti fester Bestandteil des Marktes. Auch auf den Märkten von Tapiaw und anderer Städte bietet mein Vater seine Pferde zum Kauf an. Soviel ich weiß, war es nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Ende Ostpreußens auch mit den Pferdemarkten vorbei. Die Russen, die jetzt dort sind, haben diese Tradition nicht weiter fortgesetzt.

## MEINE ELTERN

Meist sind es Tagesreisen, die mein Vater unternimmt, manchmal ist er aber auch mehrere Tage von Zuhause fort. Wie soll ich meinen Vater beschreiben? Er ist ein kleiner, feingliedriger Mann. Wer es nicht weiß, kommt nicht gleich auf die Idee, dass er Sinto ist. Seine Haut ist hell, nicht viel anders als die der sonstigen Landbevölkerung.

Zunächst einmal ist er der Haupternährer der Familie. Das ist seine Rolle. Und er übernimmt auch den spürbarsten Teil unserer Erziehung: Wenn wir Kinder etwas angestellt haben, setzt es durchaus mal eine Tracht Prügel. Er hat schon eine ziemlich lose Hand. Der gibt Ohrfeigen, da glüht dir hinterher das Gesicht. Das ist aber nichts Besonderes zu der Zeit. Es ist ja keine Misshandlung, sondern einfach ein übliches Mittel der Kindererziehung. Keiner denkt sich etwas Schlimmes dabei. Das ist in Ordnung. Sogar für uns selbst. Vater ist streng, aber er ist auch gut, gut und großzügig. Das hängt ganz von dir selbst ab. Wenn du keinen Unsinn anstellst, dann ist er gut zu dir. Verhältst du dich gut, hast du etwas Besonderes geschafft, würdigt er das auch mal mit Geld. Dann bekommst du einen Groschen von ihm. Ein Groschen, das ist schon was.

Und meine Mutter ... Wenn mein Vater auf Reisen ist, ist sie mit uns Kindern allein. Sie stammt aus Reckeitschen, wo sie am 10. März 1894 als Tochter einer alteingessenen ostpreußischen Sintifamilie zur Welt kam. Im Grunde ist sie eine Frau wie jede Frau. Nicht so hart wie mein Vater. Sie ist für den zärtlichen Teil der Erziehung zuständig. Sie hält die Familie zusammen, bildet das Zentrum unseres Zuhauses. Was die Kinder betrifft, ist die Mutter immer besser als der Vater. Zumindest ist das bei uns so. Traditionell ist die Frau bei den Sinti dafür zuständig, dass immer etwas zu essen auf den Tisch kommt, dass das alltägliche Überleben gewährleistet ist. Viele Sintifrauen sind deswegen als wandernde Händlerinnen unterwegs. Das Einkommen der Männer ist meist nicht kontinuierlich, ein paar Mal im Jahr erzielen sie einen größeren Betrag, der aber zum Teil gleich wieder investiert oder für die laufenden Kosten verwendet wird. Dann kann es auch sein, dass sie längere Zeit nichts verdienen. Wie gesagt, uns geht es sehr gut, wir leiden keine Not. Es gibt aber auch richtig arme Sinti. Deren Frauen haben gar nicht die Mittel, einen Wanderhandel zu betreiben. Die können die

Waren nicht bezahlen, die sie für den Weiterverkauf benötigen. Die sind gezwungen, zu betteln, damit ihre Familien irgendwie über die Runden kommen.

Niemand nennt meine Mutter Florentine, alle rufen sie Frana. Sie fällt überall auf, so dunkel ist ihre Haut. Zum Zeitpunkt meiner Geburt, ihres fünften Kindes, steht ihr 29. Geburtstag kurz bevor. Als Wanderhändlerin verdient sie eigenes Geld, daneben ist sie natürlich für den Haushalt und die Versorgung der Kinder zuständig. Auch sie geht zu Fuß zu den Höfen und Gütern der umliegenden Dörfer, wo sie Kurzwaren zum Verkauf anbietet. Die meisten Bauersfrauen kennen sie. Zum Transport der Waren benutzt sie eine Kiepe – einen geflochtenen Korb, der auf dem Rücken getragen wird. Oft hat sie ihr jüngstes Kind bei sich. Dadurch ist der Umkreis ihrer Verkaufsgänge auf wenige Kilometer begrenzt. Außerdem arbeiten meine Eltern für den Bauern, auf dessen Gehöft sie leben. Die Miete wird durch Arbeit abgegolten.

Das ist die Welt, deren Licht ich am 24. Februar 1923 in Matheningken erblicke. Ich, Reinhard Florian, ein kleiner Ostpreuße, doch mit einem schwarzen Gesicht. Zu dieser Zeit haben meine Eltern bereits vier Töchter. Die beiden ältesten, Selma, die ganz Große, und Emma, die vier Jahre älter ist als ich, leben bei uns. Von den beiden nachfolgenden, Hilde und Erna, die zwischen 1919 und 1922 geboren sein müssen, erfahre ich – eher zufällig – erst, als ich sechs oder sieben Jahre alt bin. Sie leben in einem Waisenhaus in Königsberg. In Karalene gibt es eine Krankenschwester. Außer ihr haben wir kein medizinisches Personal, zum Arzt muss man nach Insterburg. Um 1930 wechselt sie als Kinderkrankenschwester an ein Königsberger Waisenhaus, ab und zu kommt sie jedoch auch noch nach Karalene. Eines Tages erzählt sie uns, dass sie die beiden Mädchen dort gefunden habe. Danach erhalten wir gelegentlich Post von ihnen. Irgendwann bricht der Kontakt jedoch wieder ab. Ich weiß weder, warum sie in einem Kinderheim lebten – ob meine Eltern nach ihrer Geburt nicht für sie sorgen konnten und sie freiwillig hergaben oder ob die Behörden sie ihnen wegnahmen – noch, was während des Krieges mit ihnen geschah.

Meine Eltern trennen sich schließlich. Das ist bald nach unserem Umzug nach Karalene. Mein Vater findet rasch eine neue Frau, Anna Ernst, meine Stiefmutter. Sie stammt aus Kelpin, wo sie am 13. Oktober



1903 zur Welt kam. Wie die Florians und Habedanks ist auch die Familie Ernst eine bekannte Sintifamilie. Mitglieder der Familie Ernst leben in Ost- und Westpreußen. Aus der Verbindung mit Anna Ernst, die Vater auch offiziell heiratet, bekomme ich noch zehn Halbgeschwister. Zwei Mädchen, der Rest Jungs, wie ich seit kurzem weiß. Der älteste von ihnen ist mein Bruder Bruno, der im Jahr 1926 geboren wird. 1928 folgt ein weiterer Junge, den wir Schönemann nennen, weil er ein auffallend hübsches Kerlchen ist. Mit bürgerlichem Namen heißt er genauso wie ich und unser Vater – Reinhard. Später, bis 1943, folgen noch acht weitere Kinder, deren Geburtsjahre und Namen ich aber nicht mehr alle weiß. Insgesamt habe ich also 14 Geschwister, die vier Mädchen aus der Verbindung meines Vaters mit meiner Mutter und die zehn Kinder, die Vater danach mit seiner zweiten Frau hatte. Sie alle, außer meinem Bruder Bruno, werden von den Nationalsozialisten oder deren Helfern ermordet, ebenso meine Mutter und meine Stiefmutter. Wann und wo sie zu Tode kommen, weiß ich jahrzehntelang nicht. Das letzte Mal sehe ich sie im Jahr 1937. Nach der Trennung meiner Eltern lebe ich die meiste Zeit bei meinem Vater und dessen neuer Familie. Mutter, die keinen neuen Mann hat, zieht zu ihrem Bruder Samuel Florian nach Stettin. Ihre letzte bekannte Adresse dort ist in der Martinstraße 16.

### SCHULZEIT

Meine Erinnerung setzt um die Zeit meiner Einschulung im Jahr 1929 ein. Daran erinnere ich mich noch gut. Ich ging in Karalene zur Schule. Die Schule war als Lehrerseminar von Königin Luise gestiftet worden. Das Seminar bestand aber seit 1924 nicht mehr. Wir waren etwa zehn, 15 ›Zigeuner‹ in der Schule. Zu dieser Zeit schien die Welt noch in Ordnung für uns – auch für uns. Wir hatten keine besonderen Schwierigkeiten. Das war unter den Regierungen zu Hindenburgs Zeiten. Im Großen und Ganzen wurde niemand von uns benachteiligt. Wir wurden behandelt wie alle Deutschen. Zumindest war es noch nicht so schlimm, in gewisser Weise hat man uns schon zurückgesetzt. Nach der Machterlangung der Nationalsozialisten war es dann bereits nicht mehr so wie noch unter Hindenburg. In den ersten Jahren nach 1933, als Hitler an die Regierung gekommen war, ging es noch, aber etwa

zwei Jahre später begannen dann die Verfolgungsakte, zuerst noch im kleinen Stil. Es fängt alles erst klein an, und groß hört es auf. Am Anfang war es noch erträglich, man konnte weiterhin recht unbehelligt leben. Doch dann im Jahr 1935, da war ich zwölf Jahre alt, begann die Ausgrenzung in der Schule. Da ging es los mit den ersten Anordnungen. Der Lehrer setzte uns in eine gesonderte Bank am anderen Ende des Klassenraums, weil wir die ›Zigeuner‹ waren. Es hieß dann plötzlich: »Ein deutsches Kind braucht nicht mit einem ›Zigeuner‹ am Tisch sitzen.« Deswegen wurden die Bänke für die ›Zigeuner‹ extra gestellt, und da haben wir gesessen. Wir durften uns nicht zwischen die anderen Kinder setzen. Das kam uns komisch vor, aber was hat man da schon viel gedacht? Mit zwölf Jahren hat man sich zwar dafür bereits interessiert. Darüber, dass wir strikt von den Deutschen getrennt wurden, habe ich mir schon Gedanken gemacht, auch in dem Alter. Von den anderen Kindern gingen zunächst keine Anfeindungen aus. Hauptsächlich waren das erstmal die Lehrer und die anderen Eltern. Die fühlten sich anscheinend irgendwie beleidigt, wenn ihr Sprössling mit einem ›Zigeunerkind‹ zusammensitzen musste. Erst nach und nach übertrug sich diese Ablehnung auch auf die Kinder. Kein Wunder, wenn man ihnen ständig eintrichterte »Haltet euch von den ›Zigeunern‹ fern. Das sind Eure Feinde!« oder ähnlicher Blödsinn wie zum Beispiel »Die sind alle Diebe und Faulenzer!«. So ging es immer weiter. Schließlich entwickelten viele meiner Mitschüler einen regelrechten Hass gegen uns. Auf diejenigen, die wir aus der Nachbarschaft seit langem kannten, traf das weniger zu, die ließen uns in Frieden. Aber die anderen ... Irgendwann war es soweit, dass wir uns in den Pausen verstecken mussten, uns irgendwo in die letzte Ecke verzogen und einen zum Schmiere stehen postierten. Die Kinder waren mittlerweile so aufgehetzt, dass sie auch vor offener Gewalt nicht mehr zurückschreckten. Die schlugen uns, wo immer sie uns in die Finger bekamen, sogar Mädchen! Am Schluss hatten wir richtig Angst, in die Schule zu gehen. Die Lehrer übersahen diese Übergriffe regelmäßig. Aber wehe, wenn sich einer von uns einmal wehrte. Das bekamen die Lehrer sofort mit! In der Familie waren unsere Probleme in der Schule kaum ein Thema. Was hätte es gebracht, wenn wir unseren Eltern davon berichtet oder sie gar gebeten hätten, uns zu helfen? Als erwach-

sene ›Zigeuner‹ hatten sie ja selbst große Probleme. Bei Ihnen ging es nicht bloß um Schulhofraufereien und ein paar Hiebe mit dem Rohrstock, sie selbst hatten doch viel grundsätzlichere Sorgen. Undenkbar, dass mein Vater in die Schule gegangen wäre, um den Lehrer zur Rede zu stellen, weil ich wieder einmal mit blau geschlagenem Hinterteil nach Hause gekommen war. Die hatten selbst eine Riesenangst. Im Gegenteil, meine Eltern ermahnten mich: »Bemüh' dich, dass du nicht auffällst, halt' die Klappe und sag' nichts, was dir Probleme bringen könnte, halt' dich im Hintergrund und sieh' zu, dass der Lehrer zufrieden ist!«

Eines schönen Tages hieß es dann in der Schule, wenn zum Beispiel die ›Rassenkunde‹ abgehalten wurde oder die ›Hitlerlehre‹, wir bräuchten nicht in die Schule zu kommen. An diesen Tagen waren wir vom Unterricht ausgeschlossen. Das war nicht dauerhaft, kein genereller Schulausschluss, aber eben an dem Tag, wenn diese Fächer auf dem Stundenplan standen. Damals war es uns ja sogar angenehm. Wie man als Kind nun einmal denkt: »Wie schön, wir müssen nicht zur Schule!« Für uns war das einfach ein freier Tag, während die anderen zur Schule gehen mussten. Da fühlten wir uns sogar bevorzugt. Die Lehrer interessierten sich kaum für die Lernerfolge der ›Zigeunerkinder‹. Aus deren Sicht war es Vergeudung, sich mit denen Mühe zu geben, sie zu ermutigen oder zu fördern. Wozu sollten die schon lesen, schreiben oder rechnen lernen? Nicht alle Schüler aus Sintifamilien stammten aus solch geordneten Verhältnissen wie meine Geschwister und ich. Bei manchen wurde zu Hause wenig Wert auf Bildung gelegt, manche Eltern taten sich selbst schwer mit dem Lesen und Schreiben. Die Schule fing das nicht auf; so kam es, dass einzelne ›Zigeunerkinder‹, die seit fünf, sechs Jahren zur Schule gingen, nicht einmal ihren Namen richtig schreiben konnten. Das wurde dann damit erklärt, dass ›Zigeuner‹ eben zu dumm und generell faul seien.

Mit dieser Art von Ausgrenzung, Benachteiligung und Vorurteilen in der Schule lebten wir etwa zwei Jahre weiter – bis zum Tag meiner Entlassung. Ich verließ die Schule im Alter von 14 Jahren. Das war 1937. Da wurde ich regulär nach acht Jahren aus der Schule entlassen. In jenem Jahr verschärfte sich das Ausmaß der Verfolgung merklich. Alles wurde strenger.

## ENTRECHTUNG

Nach Beendigung der Schule haben die Jugendlichen üblicherweise eine Berufsausbildung begonnen, eine Lehre. Aber die ›Zigeuner‹ waren davon ausgeschlossen. Wir durften nicht mehr lernen. In diesem Jahr erhielten wir auch den sogenannten Zigeunerausweis. Der hieß zwar Ausweis, war aber eigentlich nur ein Blatt Papier. Da stand alles drauf – verschiedenste Anweisungen, wie wir uns zu verhalten hatten. Plötzlich gab es zahlreiche Sonderregelungen. Wir mussten einmal im Monat bei der Polizei vorstellig werden und durften die Ortschaft nicht mehr verlassen. Dazu benötigte man eine besondere Erlaubnis. Die wurde einem aber niemals erteilt. Jedem von uns wurde eine Arbeitsstelle zugewiesen. Ich kam zu einem Bauern aus der Nachbarschaft. Das war der Bürgermeister der Ortschaft. Bürgermeister und Ortsgruppenleiter war er. Der hatte nur vier Kühe und zwei Pferde. Sein Hof lag ganz in der Nähe meines Elternhauses. Ich kannte ihn schon, da ich bereits während der Schulzeit, wenn ich mit den Hausaufgaben fertig war, nachmittags gelegentlich seine Kühe gehütet hatte. Als ich regulär als Arbeiter bei ihm anfang, war ich 14 Jahre und etwa eins vierzig groß. Im Grunde noch ein kleines Kind. Er nahm darauf Rücksicht und wies mir vor allem leichtere Gartenarbeit zu. Geld bekam ich für die geleistete Arbeit nicht, noch nicht einmal ein Taschengeld. Der ›Lohn‹ bestand in der täglichen Versorgung mit Essen. Alles in allem gefiel es mir bei ihm aber eigentlich ganz gut. Von dort konnte ich auch meine Eltern noch besuchen, aber dann, das dürfte Ende 1937 gewesen sein, bestimmte das Arbeitsamt meine Versetzung. Diese Arbeitsstellen für ›Zigeuner‹ waren ausschließlich in der Landwirtschaft. Lernen durften wir nicht, nur als Ungelernte in Agrarbetrieben aushelfen. Der Arbeitgeber musste jeden Monat einen Bericht bei der Polizei abgeben. Das war eine ganz gefährliche Sache. Wenn man nicht gut gearbeitet hatte, meldete er das. Das wurde im Arbeitsbericht festgehalten. Und die Polizisten haben uns auf die Gefahren hingewiesen, uns gedroht. Die kamen extra raus zu uns, dorthin, wo wir gearbeitet haben. Sie haben die Leute besucht, die ›Zigeunerkinder‹, und sie aufgeklärt. Sie sagten: »Wenn ihr das nicht einhaltet und ihr seid nicht fleißig und wir kriegen einen schlechten Arbeitsbericht, dann kommt ihr ins Lager.« Das sagte man uns schon damals: »Dann kommt ihr ins Lager.« Vom Lager hatten wir